Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 79 (2001)
Heft: 3

Artikel: Interview Mathias Gnädinger : Mathis, du bisch wie ne Ooche
Autor: Vollenwyder, Usch / Gnädinger, Mathias
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-722842

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mathis, du bisch wie ne Ooche

Als einer der grossen Schweizer Charakterdarsteller spielt Mathias Gnädinger vor allem knorrige und kantige Typen. Am 25. März feiert der populäre Schauspieler seinen sechzigsten Geburtstag.

VON USCH VOLLENWYDER

Als «Urgestein» werden Sie oft beschrieben, als «merkwürdiges Geröll» oder «Berg». Was meinen Sie zu solchen Bezeichnungen? Einmal sagte ein Bauer zu mir, er selber ein Gewaltsmensch, ein richtiger Riese: «Mathis, du bisch wie ne Ooche» – ich sei wie eine Eiche. Das harte Holz, die grobe Rinde: Wer mich so bezeichnet, oder eben auch als Urgestein, hat schon etwas begriffen.

«Massiv», «massig» und «riesig» – treffen diese Begriffe auch auf Ihr Innenleben zu? Mein Inneres ist eher verletzbar, weich. Welche Steine sind das, die bröckeln? Vielleicht der Kalk...

Also nach aussen der starke Mann, nach innen «gspürig» und verletzlich? Ich glaube schon. Auch meine Freundin Charlotte sagt mir oft, ich würde ja nicht reden, nicht alles sagen. Umgekehrt konnte ich kürzlich einen jungen Kerli, der sehr krank war, in den Arm nehmen. Ich habe mich selber darüber gewundert.

Sie gelten als begnadeter Schauspieler, sind ein populärer Ausnahmekönner, einer der ganz grossen Schweizer Künstler. Sie haben Preise und Auszeichnungen erhalten. Und dennoch schwächen Sie Ihre Leistungen immer ab. Warum? Es ist doch nicht meine Sache, meine Leistungen zu beurteilen. Ich habe kürzlich einen Lehrer von sich sagen hören, wie gut er sei. Ich finde das grauenhaft. Aber natürlich freue ich mich, wenn ich gut ankomme und man mir das auch sagt.

Welches ist für Sie denn ein ganz «Grosser»? Heinrich Gretler zum Beispiel. Jetzt wird ja der Heidi-Film neu gedreht. Doch wer Gretler als Alp-Öhi gesehen hat, kann diese Rolle eigentlich gar nicht mehr spielen. Bilder daraus habe ich immer noch im Kopf, seit ich ein kleiner Bub bin: Wie der Alp-Öhi über die Wiese hinunter rennt und die Arme schlenkert... Das ist einfach grossartig, da bekomme ich immer noch Hühnerhaut.

Heinrich Gretler ist für Sie ein Vorbild? An Gretler habe ich oft gedacht, wenn eine Prüfung oder eine Premiere vor mir lag. Ich sagte mir dann: «Der Gretler hats geschafft, vielleicht kann ichs ja auch.» In Schillers «Die Räuber» durfte ich als Schauspielschüler am Schauspielhaus Zürich mitmachen. Ich war nicht so übertrieben geschminkt wie die anderen und durfte nach der Vorstellung auch Gretler im Konversationszimmer besuchen. Gretler sagte zu mir: «Siehst gut aus, Junge.» So etwas vergisst man nie. Gretler, ja, der wäre vielleicht ein Vorbild für mich.

Der Begriff «Volksschauspieler» gefällt Ihnen ... Als ich im «Zerbrochenen Krug» den Dorfrichter Adam spielte, gingen wir mit fast hundert Vorstellungen zum Publikum in die Dörfer hinaus, in eine Beiz, in ein Säli. Die Leute mussten keine Schwellenangst überwinden, um zu uns zu kommen. Das ist echte Volksschauspielerei.

MATHIAS GNÄDINGER

Mathias Gnädinger wurde am 25. März 1941 in Ramsen im Kanton Schaffhausen geboren. Dank seinem Onkel, dem Kunstmaler Joseph Gnädinger, kam er nach seiner Lehre als Schriftsetzer an die Schauspielschule nach Zürich. Danach arbeitete er während zwanzig Jahren an deutschen Theatern.

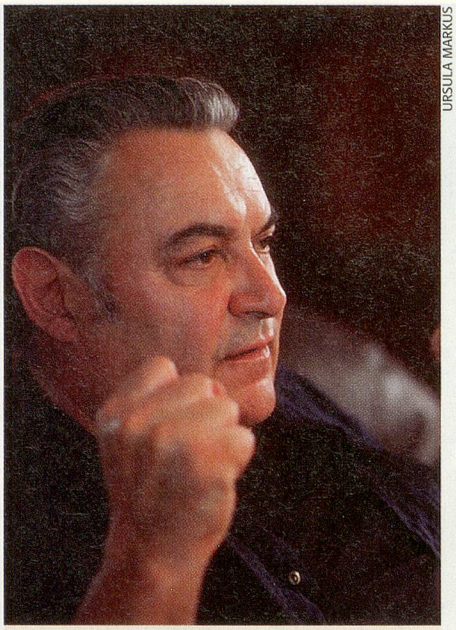
Auch in der Schweiz stand Mathias Gnädinger in den verschiedensten Rollen auf vielen Bühnen. Einem breiten Publikum wurde er durch seine Filmtätigkeit bekannt. Er spielte unter anderen im Film «Das Boot ist voll» und im oscargekrönten «Reise der Hoffnung» von Xavier Koller. Neben vielen anderen Auszeichnungen erhielt Mathias Gnädinger 1996 den Hans-Reinhart-Ring, den bedeutendsten Theaterpreis der Schweiz.

Zurzeit steht Mathias Gnädinger regelmässig in Tschechows «Onkel Wanja» in Wien auf der Bühne; ausserdem ist er mit verschiedenen Filmarbeiten beschäftigt. Im Lötschental wird gerade der Fernsehfilm «Im Namen der Gerechtigkeit» gedreht, in dem Mathias Gnädinger im kommenden Dezember auf SF1 zusammen mit Martin Schenkel zu sehen sein wird.

Der Schauspieler wohnt in Stein am Rhein. Er hat zwei noch schulpflichtige Kinder und lebt mit der Basler Schauspielerin Charlotte Heinimann in einer festen Partnerschaft.

URSULA MARKUS

Man nennt mich ein «Urgestein». Mein Inneres ist eher verletzbar, weich.



URSULA MARKUS

Die Arbeit von uns Schauspielern sollte nicht zu elitär werden.

Diese Beziehung zum Publikum ist Ihnen wichtig? Ja. Und deshalb sollte die Arbeit von uns Schauspielern nicht zu elitär werden. Man kann auch einmal bei einem Film oder einem Fernsehspiel mitmachen. Es muss nicht immer Hölderlin oder Kleist sein.

Spüren Sie, wenn der Funke zwischen Ihnen und dem Publikum springt? Ja, das spüre ich sehr gut.

Sofort? Wenn das Publikum nahe an der Bühne sitzt, spüre ich seine Reaktionen schon bei den ersten paar Sätzen. Dann kann ich darauf auch Einfluss nehmen. Sind die Leute aber weit weg, spüre ich ihre feinen Reaktionen nicht mehr. Das finde ich traurig – und das ist schwierig für mich.

Wo fühlen Sie sich wohler, beim Film oder auf der Bühne? Das ist ganz unterschiedlich. An der Bühne gefällt mir, dass man so viel Zeit zum Proben hat. Ich kann wirklich Sachen ausprobieren, falsche Wege gehen, zurückkehren, immer wieder neu anfangen, bis ich weiss: «Jetzt hab ichs.» So kann man beim Film nicht arbeiten. Da muss man vorher überlegen – und es nachher richtig machen.

Sie haben gegen 200 Rollen gespielt, davon rund 70 in Filmen. Erinnern Sie sich noch an jede einzelne? Ja, ich habe alle aufgeschrieben. Wenn ich die Texte hervornehme, dann fällt mir wieder ein, wie ich die Rollen gespielt habe und wie sie gewesen sind. Ich müsste sie einfach wieder üben.

Wie bereiten Sie sich auf eine Rolle vor? Ich brauche viel Zeit dazu. Ich lese das Drehbuch durch, merke, was sich der Autor vorstellt und bringe eigene Ideen ein. Bei Filmen schreibe ich oft eine Biografie zur Person, die ich darstellen soll: Von Anfang an bis zum Zeitpunkt, wo der Film einsetzt. Das macht mir richtig Spass. Beim Theaterspiel hingegen weiss man, was andere gemacht haben, welche Tradition eine Rolle hat – und erfindet vielleicht neue Sachen dazu. Bei einer Uraufführung wiederum ist immer alles neu, die Figur entsteht in der Auseinandersetzung, manchmal in heftigen Diskussionen.

Sind Sie sich auf der Bühne immer bewusst, dass Sie nur eine Rolle spielen? Ich bin schon der Schauspieler, der kontrolliert, was er macht. Es kann passieren, dass man die Umgebung völlig vergisst, ganz in der Rolle aufgeht – aber es gehört zu meinem Beruf, dass ich genau registriere: Was habe ich gemacht? Warum habe ich das gemacht? Nur so kann ich meine Arbeit auch überprüfen und wiederholen.

Müssen Sie die Figuren, die Sie darstellen, auch alle gern haben? Ich spielte einmal einen alten Nazi, einen Nazi, der nichts aus der Geschichte gelernt hatte. Das fiel mir sehr schwer. Ich machte diese Figur noch fieser, als sie schon war. Der Regisseur sagte zu mir: «Du musst auch diesen Typen akzeptieren, du musst dich selber gern haben.» Ich hab dann schon begriffen, was er damit meinte. Aber ich konnte danach kaum mehr schlafen. Es war irgendwie schizophren: Ausgerechnet eine solche Figur musste ich gern bekommen. Das war schwierig.

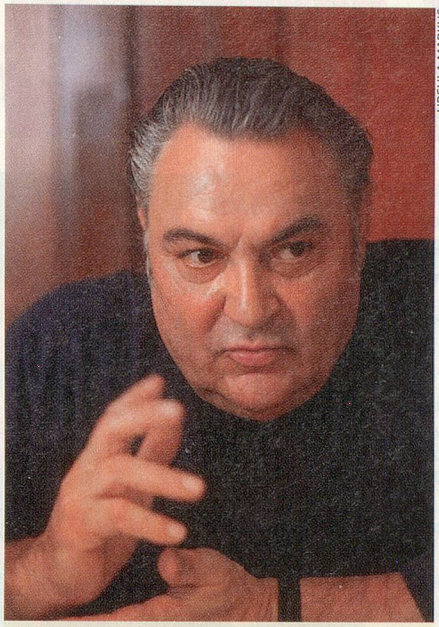
Gibt es einen Abschiedsschmerz, wenn Sie sich von einer Rolle trennen müssen? Ja. Das gibt es schon. Vor allem, wenn ich eine Rolle nicht oft genug gespielt habe.

Im Film «Leo Sonnyboy» von Rolf Lyssy lernen Sie als knorriger Lokomotivführer eine Frau aus den Philippinen lieben. Berühren Sie in einer solchen Rolle die Zuschauer – oder wohl eher die Zuschauerinnen – eigentlich als Mathias Gnädinger oder als Leo Sonnyboy? Das weiss ich doch nicht. Wohl eher als Figur, wobei es darin auch immer Anteile von mir hat.

Wie ist es für Sie selber, wenn Sie sich in einem Film oder in einer Videoaufzeichnung anschauen? Das kann ich überhaupt nicht geniessen. Ich sehe nur, was ich alles machen wollte, wie es werden sollte und merke dann: So geht es ja gar nicht. Ich bin ganz kritisch.

Gibt es Rollen, die Sie ablehnen? Ja, das gibts. Vor allem beim Film. Dann finde ich einfach das Drehbuch nicht gut. Das hat meistens nichts mit der Rolle zu tun, denn spielen kann man ja eigentlich alles.

Spielen Sie lieber Rollen, die Ihnen entsprechen, oder solche, die ganz anders sind? Das kommt drauf an. In den Filmen «Leo Sonnyboy» oder «Bingo» war ich ein Sympathieträger. Ich spiele aber auch gern einen Gangster, einen richtigen «Seckel»; das macht mir Spass. Es kommt heute häufiger vor, dass ich die Rolle des Bösewichts übernehme.


URSULA MARKUS

Mein Lampenfieber wird immer schlimmer, es ist furchtbar.

Sie lernen Ihre Rollen nicht gerne auswendig. Das ist wie Schulaufgaben. Ich kann auch nicht zu Hause lernen. Ich mache dann immer etwas anderes – am Schluss habe ich kein Wort Text gelernt. Ich nehme den Text und spaziere damit den Rhein abwärts.

Wie lange brauchen Sie, um sich auf eine Rolle vorzubereiten? Drei bis vier Wochen. Ich lerne eine Szene, lege sie wieder auf die Seite, nehme sie wieder hervor, dann hat sie sich schon ein wenig gesetzt.

Dabei gibt der Regisseur die Vorgaben, die der Schauspieler zu erfüllen hat. Gibt das keine Konflikte? Ich füge mich immer häufiger dem Regisseur – allerdings arbeite ich auch mit immer besseren Regisseuren zusammen. Ich erinnere mich, wie ich aus der Schauspielschule kam: Da hätte mir kein Regisseur etwas sagen müssen. Ich wusste alles besser.

Haben Sie Lampenfieber? Das wird immer schlimmer, es ist furchtbar. Vor nicht langer Zeit hatte ich eine Meienberg-Lesung. Zum zehnten Mal. Ich las den Text am Abend vorher, am Morgen noch einmal durch, ich hatte den Plausch daran, dachte, so muss ich es machen. Dann fuhr ich nach Herisau hinauf. Im Saal sassen 150 Leute vor mir. Und ich fing an zu zittern, merkte, dass ich zu schnell las. Das hängt wohl auch mit dem Alter zusammen. Mit der Angst, mein Kopf könnte mich einmal im Stich lassen.

Haben Sie Techniken, dem Lampenfieber entgegenzuwirken? Ich lege mich hin, muss meine Ruhe haben. Ich bin schon drei Stunden vor einem Auftritt in der Garderobe und bereite mich innerlich darauf vor.

Sie arbeiten als freiberuflicher Schauspieler. Wie kommen Sie überhaupt zu Ihren Aufträgen? Bei mir kamen, wenigstens bis jetzt, die Aufträge noch ins Haus. Ich lebe dabei schon ein bisschen von der Hand in den Mund: So weiss ich jetzt nicht, was ich in einem Jahr machen werde. Wer fest angestellt ist, hat sicher nicht solche Existenzängste, wie ich sie jetzt manchmal habe.

Sie möchten sich gerne fest anstellen lassen? Nein, eigentlich ist es mir wohl, so wie es jetzt ist. Ich kann auch einmal ein Angebot ablehnen, ich kann Film oder Theater machen. Wäre ich fest in einem Ensemble, könnte ich nicht mehr selber auswählen.

Es passiert Ihnen, dass Sie Existenzängste haben? Ja, einmal war ich sogar vier Monate lang arbeitslos. Ich meldete mich dann in Schaffhausen bei der Arbeitslosenstelle. Dort wurde mir gesagt, ich könne doch auch etwas anderes machen; als Kellner zum Beispiel in einem Gartenbeizlein am Rhein. Mein Antrag wurde zuerst abgelehnt.

Werden die Existenzängste mit dem Alter grösser? Ich glaube schon. Vor allem, weil man auch an die Pensionskasse zu denken beginnt und sich überlegt: Habe ich genug gemacht? Bei mir sind noch Kinder da, Laura ist zwölf, Gilles ist acht Jahre alt.

Ihre Kinder sind zurzeit bei Ihnen in den Ferien. Ja. Wenn es meine Tätigkeit zulässt, sind sie regelmässig bei mir. Sie wohnen mit ihrer Mutter ganz in der Nähe, da sind Besuche kein Problem.

Ihre Auszeichnungen befinden sich am stillen Örtchen, auf welches sich Ihre Gäste bei einem Besuch bei Ihnen auch schon einmal zurückziehen müssen. Welches ist Ihre liebste Auszeichnung? Der Hans-Reinhart-Ring. Der hängt allerdings nicht draussen – nur die entsprechende Urkunde. Den Ring habe ich dann schon gut versorgt. Das ist schliesslich auch der grösste Schweizer Preis im Theater.

Der Preis wurde Ihnen 1996, in einem Zelt auf dem Zürcher Platzspitz, überreicht. Welche Gefühle hatten Sie? Die Laudatio von Thomas Hürlimann war schön, toll, die hat er wunderbar gemacht. Rund dreihundert Gäste wurden zur Preisverleihung eingeladen. Als ich die Gästeliste sah, bekam ich fast einen Nervenzusammenbruch, weil ich merkte: «Diese Leute kommen wegen mir und nicht, weil ich eine Rolle spiele.» Ich wusste, dass ich zu diesen Leuten etwas sagen musste, und schrieb ein paar Dankesworte auf einen Zettel. Den musste ich an meinen Bauch pressen, damit er nicht so zitterte – ich hatte solche Mühe, diese vier, fünf Sätzli zu sagen.

Das kann man sich kaum vorstellen... Das ist ja gut, wenn mans nicht so merkt. Es ist halt wie beim Satz «Mathis, du bisch wie ne Ooche»: Rundum ist eine harte, grobe Rinde, aber innen drin ist etwas, das viel schneller bröckelt. ■